



Die Lage im Donbass wird immer prekärer. Eine Reise durch das Gebiet, auf das die Ukraine verzichten soll

Noch immer kontrolliert die Ukraine einen Teil des Donbass. Diese Gebiete an Russland abzutreten, wie es der amerikanische Friedensplan vorsieht, hätte weitreichende Folgen – für die Menschen vor Ort und die Sicherheit der Ukraine.

Volker Pabst, Dominic Nahr, Oblast Donezk

26.11.2025, 05.30 Uhr 13 min



Hören



Vor dem kleinen Aquarium im Zentrum von Kramatorsk hat sich eine Schlange gebildet. Kinder warten ungeduldig mit ihren Eltern vor der Eingangstür. Die exotischen Meeresbewohner, die es in den fünf Wassertanks des Aquariums «Erstaunliche Fische» zu sehen gibt, kennen die meisten zwar schon. Viel zu unternehmen gibt es für Familien in der Industriestadt im Donbass schliesslich nicht.

Tod im Aquarium

Doch heute ist ein besonderer Tag. Eine Organisation aus Kiew, die sich um Kinder in Frontnähe kümmert, ist zu Besuch und hat Tiere mitgebracht. Das Kaninchen, den Albino-Igel und die Eidechse dürfen die Kinder sogar berühren. «Iiuh! Wie kalt und glitschig die ist!», quietscht der achtjährige Damir vergnügt, als ihm die Echse auf die Hand gesetzt wird. Mit einem glücklichen Lächeln hält seine Mutter den Moment mit der Kamera fest.

Aber auch an einem solchen Tag findet der Krieg einen Weg, sich bemerkbar zu machen. Über Nacht sind im Aquarium Dutzende von Fischen verendet. Eine russische Gleitbombe hat das Kohlekraftwerk von Kramatorsk schwer beschädigt. Weite Teile der Stadt sind seit Stunden ohne Strom. Auch die Sauerstoffpumpen der Aquarien funktionieren nicht.



Ein Junge schaut sich im kleinen Aquarium von Kramatorsk exotische Meeresbewohner an. Wegen eines Stromausfalls nach einem russischen Angriff ist ein Teil der Fische verendet.



Nach einem russischen Angriff steigt Rauch über den Feldern empor.

Sie wohne am Stadtrand und habe nicht sofort realisiert, dass auch das Zentrum vom Stromausfall betroffen sei, sagt Irina Artjomowa, die Besitzerin von «Erstaunliche Fische». «Als ich den Hausmeister anrief, damit er den Generator anwirft, war es für die Piranhas schon zu spät. Ich habe den ganzen Morgen geweint.»

Industrielles Herz der Ukraine und der Sowjetunion

Seit mehr als einem Jahrzehnt gehört die Bedrohung des Krieges zum Leben in Kramatorsk dazu. Bereits 2014, als Russland zum ersten Mal in die Ukraine einfiel, gab es hier Kämpfe. Nun ist die Stadt ein wichtiger Armeestützpunkt für die nahe Front und bildet, gemeinsam mit der Nachbarstadt Slowjansk, das letzte ukrainische Bollwerk im Donbass.

Donbass ist die Bezeichnung für das Territorium der beiden ukrainischen Oblaste Donezk und Luhansk. Die Region, anderthalbmal so gross wie die Schweiz, ist das Herz der ukrainischen Schwerindustrie und der Kohleförderung. Sie spielt aber auch in der sowjetischen Legendenbildung eine zentrale Rolle. Als Zentrum der sowjetischen Industrialisierung wurde dem Donbass eine eigene Identität zugeschrieben, die angeblich alles Ukrainische überstrahlt. Der Kreml beruft sich bis heute darauf.

Die Ukraine kontrolliert noch immer substanzielle Teile des Donbass

Von Russland besetzt Grenze Oblast Donezk

Gebiet unter ukrainischer Kontrolle, das laut Friedensplan an Russland fallen soll

Graphic rendering with WebGL2 has been disabled or is not supported by your graphic card. The map cannot be displayed.

Kartengrundlage: © Openstreetmap, © Maptiler

Stand: 25. 11. 2025

Quelle: UAMAP

NZZ / Visuals

Luhansk ist fast vollständig durch die Russen besetzt. In der Oblast Donezk halten die Ukrainer aber weiterhin mehr als 6000 Quadratkilometer. Sollten Pokrowsk, Kostjantiniwka und die anderen zurzeit heftig umkämpften Festungsstädte dereinst fallen, werden sich die Ukrainer nach Kramatorsk und Slowjansk zurückziehen, um von hier das Land weiter zu verteidigen. Es sei denn, Kiew würde gezwungen, die Gebiete kampflos an Russland abzutreten, so, wie es der jüngste amerikanische Friedensvorschlag vorsieht.



Ein Stahlkäfig soll dieses Militärfahrzeug vor Drohnenangriffen schützen.



Eine Shahed-Drohne fliegt über ein Feld bei Slowjansk hinweg.

Noch herrscht aber Krieg. In jeder Nacht und auch an den meisten Tagen

gibt es russische Luftangriffe. Die Spuren sind nicht zu übersehen. So manches Wohnhaus und die meisten Industrieanlagen in der einstigen Hochburg des ukrainischen Maschinenbaus weisen Kriegsschäden auf.

Überall sind Männer und Frauen in Uniform zu sehen. Viele Autos haben wegen der ständigen Drohnengefahr im Umland einen Störsender auf dem Dach. Die Militärfahrzeuge sind teilweise sogar mit einem grossen Käfig oder Hunderten von abstehenden Stäben geschützt. Manche sehen aus wie fahrende Stachelschweine.

Sushi im Kriegsgebiet

Daneben gibt es aber auch ziviles Leben. Wer hier wohnt, hat sich mit dem Krieg arrangiert und trotz dem Alltag so viel Normalität ab, wie es eben geht. Kinder spielen in den Innenhöfen der Plattenbauten. Im Zentrum, wo sogar einige Gebäude aus der Zarenzeit stehen, treffen sich junge Paare im Café oder gehen essen.

Möglichkeiten zum Konsum gibt es dank der funktionierenden Logistik und der hohen Kaufkraft der vielen Militärs durchaus. Ein Lokal im Zentrum von Kramatorsk bietet Sushi mit Goldglasur an. Im Supermarkt gibt es von polnischen Gänsen über italienische Pasta bis zu Schweizer Schokolade alles zu kaufen. Bloss Alkohol ist verboten. Beahlt wird mit Kreditkarte.



In Kramatorsk gibt es trotz der nahen Front ziviles Leben. Drei junge Frauen stehen vor einem Werbeplakat für Schweizer Uhren.



Die Gefahr von Drohnenangriffen besteht nicht nur an der Front. Soldaten errichten entlang einer Überlandstrasse Netze, die herabstürzende Drohnen abfangen sollen.

Unmittelbar nach dem russischen Überfall waren die meisten Bewohner aus der Gegend geflohen. In Slowjansk etwa sank die Bevölkerung von 100 000 auf knapp 20 000. Doch später, nachdem die Russen im ersten Kriegswinter zurückgeschlagen worden waren, kamen viele zurück. Nun sollen es laut den Behörden wieder mehr als doppelt so viele sein.

Auch die Familie des kleinen Damir aus dem Aquarium kehrte irgendwann aus dem Exil zurück. Sie habe einige Zeit im Westen des Landes gelebt, sich dort aber nie heimisch gefühlt, sagt die Mutter. Vom Kriegslärm in der Nacht wache der Junge schon lange nicht mehr auf. Aber natürlich mache sie sich Sorgen. «Was ist, wenn irgendwann eine Bombe in unser Haus einschlägt?»

Sorgenvoller Blick auf den Winter

Wadim Ljach ist der Bürgermeister von Slowjansk. «Die Nervosität in der Bevölkerung steigt, seitdem der Krieg wieder näher rückt», sagt Ljach in seinem Büro in einer Primarschule der Stadt, wohin die Verwaltung aus Sicherheitsgründen umgezogen ist. Dem Schulbetrieb kommt man

damit nicht in die Quere. Der Unterricht findet seit Kriegsbeginn online statt.



Der Bürgermeister von Slowjansk, Wadim Ljach, ist besorgt um die Stromversorgung seiner Stadt.



Ein Militärkonvoi passiert das Zentrum von Kramatorsk. Die Stadt ist der wichtigste Armeestützpunkt für die Ukraine im Donbass.

Er wolle die Lage aber nicht dramatisieren, sagt Ljach. Die Russen seien in der Anfangsphase des Krieges nur 7 Kilometer vor der Stadtgrenze gestanden. «Jetzt sind sie 25 Kilometer entfernt. Alles ist relativ.»

Wichtiger als der exakte Frontverlauf ist laut dem Bürgermeister, wie die Stadt durch den Winter komme. «Wir müssen es schaffen, dass Strom und Heizung funktionieren. Sonst wird es schwierig.» Wie jeden Herbst nimmt Russland zurzeit die ukrainische Energieinfrastruktur ins Visier. Weil seit diesem Jahr kein russisches Gas mehr durch die Ukraine in den Westen fließt, wird neu zudem auch gezielt die Gasversorgung zerstört.

Die Todeszone weitet sich aus

Mit einem baldigen Zusammenbruch der Front rechnen im Donbass die wenigsten. Die Russen rücken zwar vor, doch nur in kleinen Schritten. Die Kämpfe um Pokrowsk haben im Juli 2024 begonnen und dauern immer noch an. Auch um Kostjantiniwka wird seit Monaten gekämpft. Bei dieser Geschwindigkeit braucht Russland rein rechnerisch noch anderthalb Jahre, um die ganze Region Donezk zu erobern.

Doch der Krieg rückt schneller näher, als sich die Front verschiebt. Der wichtigste Grund ist die immer grössere Reichweite der russischen Kamikazedrohnen. Im Frontgebiet sind diese Fluggeräte rund um die Uhr in der Luft und stürzen sich auf alles und jeden in Sichtweite. Das Kriegsgeschehen hat sich dadurch grundlegend verändert. Von einer Frontlinie kann eigentlich keine Rede mehr sein. Stattdessen ist nun eine kilometerbreite Todeszone entstanden, in der jeder Schritt aus der Deckung Gefahr birgt.



Zwei Passanten gehen im Stadtzentrum von Kramatorsk an einer Bankfiliale vorbei.



Eine russische Drohne hat in einem Einfamilienhaus in Kramatorsk eingeschlagen. Die Stadt ist fast täglich Ziel russischer Angriffe.

Je weiter die Drohnen fliegen können, desto grösser wird diese Zone. Im Oktober tötete eine russische Kamikazedrohne erstmals im Stadtzentrum von Kramatorsk einen ukrainischen Offizier. Im November stellte die ukrainische Eisenbahn aus Sicherheitsgründen die Verbindungen in den Donbass ein. Über die Fernstrassen, welche den Donbass mit dem Hinterland verbinden, spannt die Armee zum Schutz vor Drohnen kilometerlange Netze.

Neuanfang mit 88 Jahren

Wenn ein Ort einmal in die Todeszone gerät, kann er rasch unbewohnbar werden. Druschkiwka liegt auf halber Strecke zwischen Kramatorsk und der Front. Auf den ersten Blick gibt es zwar auch hier noch ein normales Alltagsleben. Sogar die Strassenbahn fährt.

Doch die Sicherheitslage hat sich in den vergangenen Wochen dramatisch verschlechtert. Über die Zufahrtsstrasse rasen die Autos mit halsbrecherischer Geschwindigkeit, um den immer häufigeren Drohnenangriffen zu entgehen. Die Ausgangssperre beginnt schon um 15 Uhr.



Anna Schtschurowa flieht nach langem Zögern mit ihrem pflegebedürftigen Sohn vor der herannahenden Front und zieht zur Tochter nach Dnipro.



Schtschurowa hat sechs Jahrzehnte in ihrer Wohnung in Druschkiwka verbracht. Nun lässt sie alles zurück.

Anna Schtschurowa steht in ihrem Wohnzimmer und wirft einen letzten Blick auf ihr altes Leben. Nach langem Sträuben hat sie sich entschlossen, mit dem bettlägerigen Sohn Druschkiwka zu verlassen und zur Tochter in die Grossstadt Dnipro zu ziehen. Freiwillige der Organisation Ost-SOS, die Zivilisten aus Frontnähe evakuiert, holen die 88-jährige Frau ab.

Abschied nach sechs Jahrzehnten

«Es wird jeden Tag schwieriger», sagt Schtschurowa. «Wer weiss, wie lange man überhaupt noch von hier wegkommt.» Nach Kostjantiniwka, nur zehn Kilometer weiter, führen keine Evakuierungs-Teams mehr. Zu gefährlich sei es mittlerweile dort. Das könne auch hier passieren, sagt die alte Frau.

Während die beiden Helfer den 67-jährigen Sohn auf einer Bahre aus dem Haus tragen, verabschiedet sich Schtschurowa von ihrer weinenden Nachbarin. Sechs Jahrzehnte haben die beiden Frauen Tür an Tür gewohnt. Sie könne nicht fort, sagt die Nachbarin und übergibt als Andenken ein Glas mit eingemachten Tomaten aus dem Garten. Sie habe Hunde und Katzen und müsse hierbleiben.

Zivilisten, die trotz untragbaren Bedingungen an der Front ausharren,

werden in der Ukraine abschätzig «Schduni» genannt, Wartende. Die Nachbarin könnte dereinst zu einer solchen Wartenden werden. In dem Begriff schwingt mit, dass diese Leute insgeheim auf die Ankunft der Russen warten. Bei einigen ist das der Fall. Doch andere können es sich schlicht nicht vorstellen, alles zurückzulassen. Und irgendwann ist es zu spät für die Flucht.



Gennadi Schtschurow, Annas Sohn, ist nach zwei Schlaganfällen gelähmt. Freiwillige einer Organisation, die Zivilisten aus dem Frontgebiet evakuiert, tragen ihn auf einer Bahre aus der Wohnung.



Zwei Nachbarinnen verabschieden sich von Anna Schtschurowa. Die Frauen haben jahrzehntelang Tür an Tür gelebt.

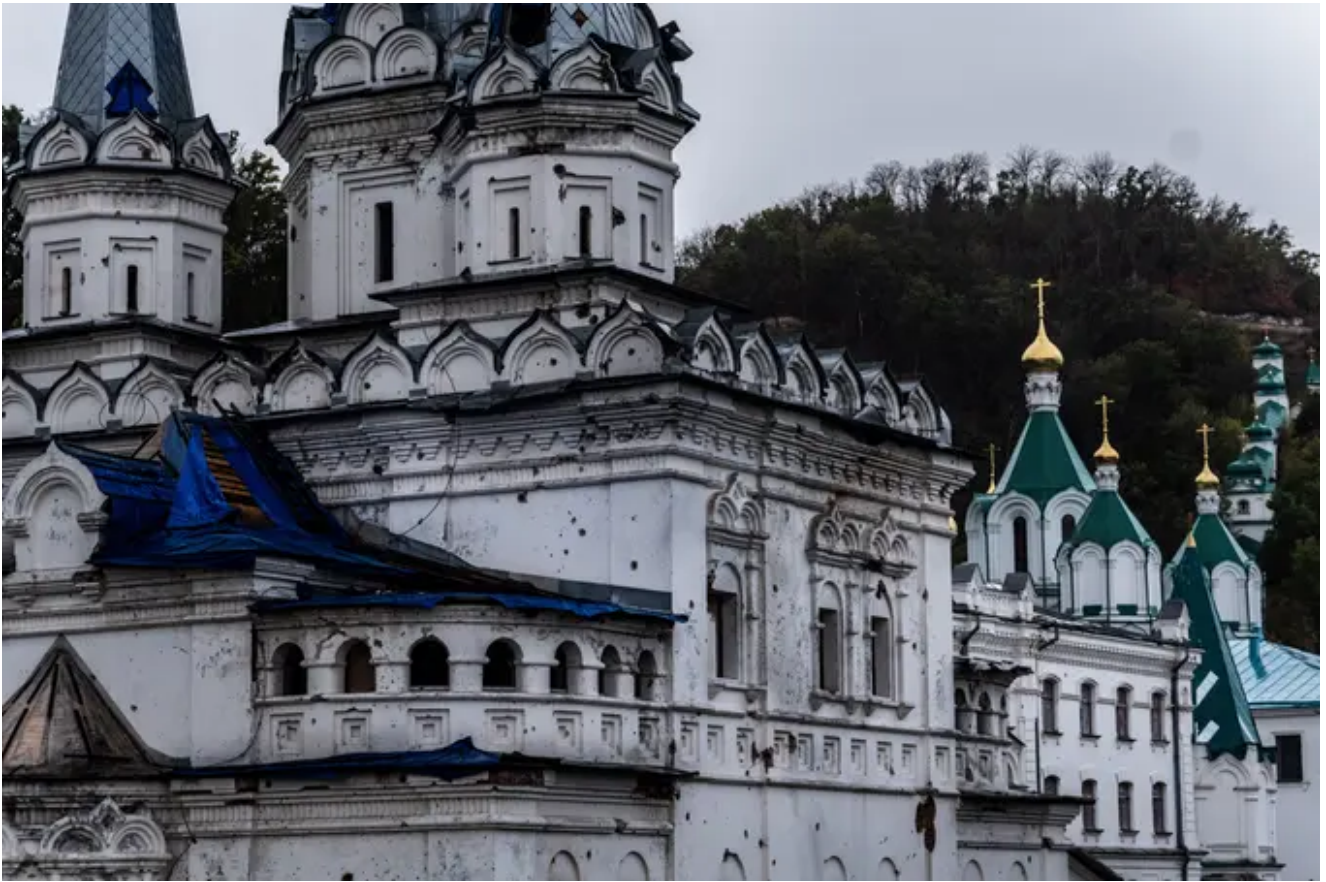
Die Freiwilligen treiben die Damen zur Eile an. Der Bus stehe schon viel zu lange vor dem Haus, gut sichtbar für Drohnen. Erst kürzlich habe es in der Nähe einen Angriff gegeben. Eine letzte Umarmung, dann sitzt Schtschurowa endlich im Wagen. Nun beginnt sie von früher zu erzählen. Sie sei bei Moskau geboren und wegen ihres Mannes in den Donbass gezogen. Gearbeitet habe sie als Krankenschwester im Spital von Druschkiwka. «Ukrainisch habe ich nie gelernt. Trotzdem ist hier mein Zuhause. Ich hätte nie gedacht, dass ich noch einmal von vorne anfangen muss.»

Kämpfe in der Donezker Schweiz

Ungeachtet aller Friedenspläne stellt die Einnahme der gesamten Oblast Donezk eine Priorität der russischen Kriegsführung dar. Der Druck ist überall an der Front gross, bei Pokrowsk im Süden, in Kostjantiniwka hinter Kramatorsk und auch im lieblichen Norden der Region.

Hier befindet sich das Kloster Swjatohirsk, zu deutsch Heiligberg. Die Anlage liegt am Fusse eines Kreidefelsens, im Flusstal des Donez. Einige der Höhlen im Fels sind zu Kapellen ausgebaut. Die Sowjets hoben das Kloster auf und führten in der Hauptkirche Kinofilme auf. Seit 1992 ist Swjatohirsk aber wieder eine der wichtigsten religiösen Stätten im

Donbass. Die Donezker Schweiz, wie die Gegend genannt wird, ist auch von touristischer Bedeutung.



Die Fassade des Klosters Swjatohirsk weist Kriegsschäden auf. Das Kloster geriet bereits zu Kriegsbeginn zwischen die Fronten. Nun rückt der Krieg erneut näher.



Das Kloster wegen der Kriegsgefahr zu verlassen, kommt für den Vorsteher, Archimandrit Teofan, nicht infrage.

Aber auch hier ist das Donnern der nahen Artillerie zu hören. Im Echo des engen Flusstals dröhnen die Schläge noch lauter, als sie ohnehin sind. Den Ort zu verlassen, kommt für die 120 Mönche nicht infrage. «Das Kloster besteht seit acht Jahrhunderten», sagt Archimandrit Teofan, der Vorsteher, und zeigt auf eine Freske, die einen Tatareneinfall aus dem 17. Jahrhundert darstellt. «Wir haben viele Kriege erlebt. Ausserdem bieten wir zweihundert Flüchtlingen aus der Umgebung Schutz. Wir können gar nicht fort.»

Betende Mönche

Das Kloster ist bereits einmal zwischen die Fronten geraten. Im ersten Kriegsjahr, 2022, war die Anlage während vier Monaten von der Aussenwelt abgeschnitten. Mehrmals schlugen russische Geschosse auf dem Gelände ein. Zu Schuldzuweisungen oder sonstigen politischen Kommentaren lässt sich Teofan nicht hinreissen.

Das Kloster gehört zur Ukrainisch-Orthodoxen Kirche, die bis 2022 dem Moskauer Patriarchen unterstand und in der Ukraine im Verdacht steht, weiterhin prorussische Sympathien zu hegen. «Wir beten für Frieden im Land», sagt der Klostervorsteher dazu nur. Das ist wörtlich gemeint. Seit Kriegsbeginn betet rund um die Uhr in der Hauptkirche des Klosters jeweils ein Mönch für das Ende des Krieges.



Gläubige beten in der Hauptkirche des Klosters. Wenn kein Gottesdienst stattfindet, liest ein Mönch rund um die Uhr Gebete zur Beendigung des Krieges.



Trümmer aus Beton blockieren die Brücke über den Fluss Donez. 2022 war das Kloster während vier Monaten von der Aussenwelt abgeschnitten.

Allein auf göttlichen Beistand verlassen möchte man sich aber nicht. Weil kürzlich erneut ein Geschoss auf dem Vorplatz des Klosters explodiert ist, schützen neu Pressspanplatten die Aussenfenster. Zudem legt das Kloster Lebensmittelvorräte an. Auf der einzigen Zufahrtstrasse nach Swjatohirsk gibt es immer häufiger Drohnenangriffe. «Bevor die Route unpassierbar wird, müssen wir den Vorratskeller füllen», sagt Teofan.

Respekt für die Toten

Der Krieg fordert von allen Bewohnern des Donbass seinen Tribut. Den höchsten Preis freilich zahlen die Soldaten. Die Russen gehen, wie in jedem Krieg, äusserst verschwenderisch mit ihren Ressourcen um und opfern jeden Tag Hunderte von Männern für einige wenige Quadratmeter Geländegewinn. Doch auch auf der Seite der zahlenmässig weit unterlegenen Ukrainer sind die Verluste hoch.

Viele Gefallene bleiben lange liegen. Zu gefährlich ist es, unter dem Blick feindlicher Drohnen die Leichen zu bergen. Olexi Jukow lässt das keine Ruhe. Seit Kriegsbeginn fährt der ehemalige Kampfsportler aus Slowjansk an die Front, um die sterblichen Überreste gefallener Soldaten einzusammeln. Seine Organisation Plazdarm (Brückenkopf) ist im Donbass ein fester Begriff.

Auf einer Wiese irgendwo ausserhalb von Slowjansk haben Jukows Männer ein halbes Dutzend Leichensäcke aufgereiht. Die Toten wurden in den letzten Tagen gefunden und in einem Kühlwagen von Plazdarm gelagert. Nun sollen sie erkennungsdienstlich erfasst und dann der Militärbehörde übergeben werden.



Mitarbeiter von Plazdarm bereiten Leichensäcke für die Inspektion vor. Die Organisation sammelt die sterblichen Überreste gefallener Soldaten ein, um sie zu identifizieren und ihnen ein würdiges Begräbnis zu ermöglichen.



Olexi Jukow fährt seit Beginn des Krieges an die Front, um die Leichen von Soldaten zurückzubringen.

Schwerer Verwesungsgeruch steigt in die Luft, wenn Jukow einen Sack öffnet und den Leichnam auf eine Plane legt. Auch dieser Soldat ist stark mumifiziert. Jukow untersucht routiniert den Leichnam. Manchmal gibt die Uniform Aufschluss, ob es sich um einen russischen oder ukrainischen Soldaten handelt.

«Russe, Frontabschnitt Dobropillja», diktiert Jukow seinem Assistenten nach einem Blick auf die Jacke des Soldaten ins Notizbuch. Dann legt er den Toten vorsichtig in einen frischen Leichensack. Erst jetzt wird deutlich, dass der Leichnam nur noch aus Knochen und vergerbter Haut besteht. «Es bleibt nicht viel übrig von einem Menschen nach dem Tod», sagt Jukow. «Wir müssen respektvoll sein.»

Schlacht um Pokrowsk

In Dobropillja gab es im September heftige Kämpfe, nachdem die Russen innert weniger Tage überraschend mehrere Kilometer ins ukrainische Gebiet vorgedrungen waren. Mittlerweile haben die Ukrainer die Angreifer weitgehend zurückgedrängt. Einige Militärbeobachter vermuten, der Vorstoss sei nur ein Manöver gewesen, um die ukrainischen Stellungen auszudünnen.

Denn 20 Kilometer südlich von Dobropillja tobt jener Kampf, der seit Wochen die grösste Aufmerksamkeit erregt: die Schlacht um Pokrowsk. Den Russen ist es jüngst gelungen, immer weiter in die Bergbaustadt vorzurücken. Ihr Fall scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. In der Nachbarstadt Mirnograd droht den Verteidigern die Einkesselung.



Die Gefahr durch Drohnen lauert überall. Schutznetze in einer Seitenstrasse von Kramatorsk.



Die Drohnen haben das Kriegsgeschehen grundlegend verändert. In Frontstädten wie Kostjantiniwka bewegen sich die Soldaten kaum noch aus der Deckung heraus.

Dass die Armeeführung nicht schon längst den Rückzug befohlen hat, ruft in der Ukraine einiges Kopfschütteln hervor. Doch offenbar will man den russischen Angreifern bis zuletzt so viele Verluste wie möglich zufügen. Ausserdem ist der politische Preis für den Fall der Festungsstadt hoch.

Bergung nur bei Regen

Wie überall an der Front ist die medizinische Versorgung schwierig. Ein Verwundeter liegt oftmals stundenlang im Feld, weil die Teams nur ausrücken können, wenn die Sichtverhältnisse für die Drohnenpiloten ungünstig sind: in der Dämmerung oder bei schlechtem Wetter. Die sogenannten Stabilisierungspunkte wiederum, an denen die medizinische Erstversorgung stattfindet, werden immer weiter weg von der Front verlegt, damit sie nicht zum Ziel von Drohnen werden.

Der Stabilisierungspunkt der 25. Brigade ist in einem Bauernhof untergebracht, irgendwo in einem Dorf im Hinterland von Dobropillja. Er sei seit zweieinhalb Jahren bei der Truppe, sagt der leitende Arzt, der sich als Petrowitsch vorstellt. Der Krieg habe sich seither stark verändert. Zu Beginn habe er vor allem klassische Gefechtswunden behandelt, durch Gewehrschüsse und Minen, sagt Petrowitsch. «Jetzt werden neun von zehn Verletzten von einer Drohne getroffen.»



Am Stabilisierungspunkt der 25. Brigade erhalten verwundete Soldaten von der Front eine medizinische

Erstversorgung. Wenn es nichts zu tun gibt, vertreiben sich die Sanitäter die Zeit mit ihren Telefonen.



Der Soldat Wiktor stand in der Nähe, als eine Landmine explodierte. Die Sanitäter des Stabilisierungspunktes versorgen die Wunden und schicken den Verletzten zur weiteren Pflege ins Lazarett im Hinterland.

Es ist eine ruhige Nacht. Am Morgen setzt Regen ein. «Jetzt können sie die Verwundeten holen», sagt Petrowitsch. Tatsächlich bringt ein Bergungsteam etwas später einen Soldaten mit leichten Verletzungen an Bein und Arm. Eine Personenmine sei in seiner Nähe explodiert, erzählt der Soldat Wiktor. Erst nach 15 Stunden konnte er geborgen werden.

Petrowitsch und sein Team versorgen die Wunden. «Nur oberflächliche Verletzungen und einige kleine Splitter im Fleisch», schreibt die Schwester ins Protokoll. Er werde bald wieder gehen können, sagt Petrowitsch zu Wiktor. Es sei seine zweite Verletzung, antwortet dieser. Er kämpfe seit April 2024 im Donbass und sei bei Awdijiwka dabei gewesen. «Für heutige Standards lebe ich schon lange.»

Das offene Feld

Kurz vor dem Objekt Gruppe im äußersten Zirkel des Donbass steht